



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Debatten über die soziale Frage : (Schluß.)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Debatten über die soziale Frage.

(Schluß.)



ir haben bisher eine Debatte über die soziale Bewegung überblickt, die — so skizzenhaft wir sie auch vorführten — doch so gleich erkennen ließ, daß in ihr der Drang nach Positivem zum Durchbruch kam. Dennoch blieb sie weit zurück hinter dem, was notwendig ist. Und in ihrer Gesamtbeziehung erschien sie schließlich dem deutschgesinnten Beobachter als eine Gefahr für den Gang der sozialen Bewegung selbst. Aus dem Ganzen heraus klang eine Warnung an den deutschen Geist, der, wenn er sich nicht zeitig aufrafft, gar leicht in Gefahr kommen kann, im Fortgang jener Bewegung zwischen zwei Extremen zerrieben zu werden, die sich aber insofern gleichen, als sie ihrem Wesen nach international sind — dem semitischen und dem römischen.

Alle jene für die Lösung der sozialen Frage vorgeschlagenen Lösungsmittel — mit einer einzigen Ausnahme —, wie sie auch in dem katholischen Kreise vorgeschlagen wurden, sind verspätet und bloß vorbereitender Natur. Fast alles, was nützlich sein würde, die soziale Bewegung in ein besseres Bett zu führen, war erziehlicher Art, verleugnete oft den erreichten Stand der sozialen Bewegung und erschien darum einerseits als aussichtslos für allezeit, andererseits als zu weit ausschauend, um noch wirksam sein zu können. Gewiß wird sich auch aus der gegenwärtigen sozialen Bewegung heraus ein neuer religiöser Geist entwickeln; aber es dürfte doch kaum der historischen Erfahrung entsprechen, wenn man voraussetzen wollte, daß dies lediglich einer Reetablirung des ultramontanen Geistes entsprechen würde. Dagegen zeigte sich unverkennbar, daß hier ein Versuch vorliege, den ultramontanen Geist zum leitenden der sozialen Bewegung zu machen. Mit einem gewissen Anschein von Recht kann, wie schon bemerkt, wenigstens in Deutschland der Ultramontanismus sagen: Wo wir sind, da hat der Sozialismus keinen Boden. Aber doch nur mit einem Anschein von Recht. Denn der Sozialismus wird lediglich politisch überdeckt durch den Ultramontanismus, der jenen zunächst noch beherrscht und ihn vielleicht zum Teil auch im Sturme beherrschen wird, indem er ihm in der charakterisirten Weise Zugeständnisse macht.

Allerdings bezweifeln wir, daß der Ultramontanismus in wirklich stürmischer Bewegung die Zügel so in der Hand behalten werde, wie er gegenwärtig dies noch thut. Denn wir haben an der schon charakterisirten Äußerung Windthorst's gezeigt, daß die „hohen“ Politiker auch bei den Ultramontanen dem Zuge und Ideengänge der Sozialpolitiker ohne rechtes Verständnis gegenüberstehen,

daß die erstern mit den letztern zwar meist übereinstimmen „könnten,“ aber eben doch noch nicht thatsächlich übereinstimmen, schon deshalb nicht, weil sie von ihrer Höhe herab nicht recht erkennen können, was in der Tiefe vorgeht, und weil sie daher diesen Vorgängen auch nicht entfernt die gebührende Bedeutung beilegen. Allein in den kommenden Kämpfen, die immer noch in unblutigen Bewegungen zum Austrag kommen mögen, ist es von großer Bedeutung, wenn ein der Sache an sich fremdes Element leitend eingreift, um die Bewegung selbst zu einem neuen Machträger für sich zu machen.

Diese Bedeutung wächst aber ungeheuer an, sobald wir nun von dem Brennpunkt der sozialen Debatte, in dem sich der katholische Geist spiegelte, uns hinwenden zu jenen weiteren Brennpunkten, in denen der nichtkatholische und zum Teil sogar kirchenfeindliche Geist heraustrat. Hier begegnen wir einem so erstaunlichen Abfall in Erörterung und Erkenntnis des Wesens und Umfangs der sozialen Bewegung, daß wir sofort erkennen, daß hier noch nicht einmal der Standpunkt der „hohen Politiker“ des Ultramontanismus erreicht, und daß von einer tiefern Erfassung der einflußreichen oder entscheidenden Fragen nicht eine Spur vorhanden ist.

Betrachten wir zunächst die merkwürdige Verhandlung des Juristentages in Kassel! Diese Verhandlung samt ihren Ergebnissen hat freilich für den Beobachter des öffentlichen Lebens, der tiefer in die Verhältnisse eindringt, kaum viel überraschendes. Denn insbesondere die praktischen Juristen des Richterstandes stehen den sozialen Verhältnissen merkwürdig indifferent gegenüber; sie beugen sich über ihre Paragraphen, aber das Leben mit seinen Wellen und der Verkehr mit seinen Subtilitäten bleibt ihnen fremd. Ist es doch durch einen merkwürdigen Prozeß festgestellt, daß die Richter in einer bedeutenden Börsestadt nicht den Unterschied zwischen der Beteiligung eines Kapitalisten an einem Finanzunternehmen und der Konsortialbeteiligung eines Publizisten begreifen konnten! Sie hielten wirklich beides für dasselbe. Die Zwecke eines Emissionskonsortiums, die Verpflichtung eines Mitgliedes oder Beteiligten bei demselben waren ihnen völlig dunkel. Und dies, nachdem eine aufklärende Gründerepoche nicht wenig Licht über diese Dinge verbreitet hatte.

Die Kasseler Verhandlung und das Gutachten des Professors Gareis aus Gießen (einer Stadt, die freilich, abgesehen von der Tabakfrage, wenig soziale Anregung bietet) sind gerade so merkwürdig wie die im letzten Hefte charakterisirte Verhandlung, und zwar aus dem entgegengesetzten Grunde. Dort nämlich, in Frankfurt, war man sich der hohen Bedeutung der verhandelten Angelegenheiten wohlbewußt, und von dem Standpunkte der Versammlung aus waren alle Erörterungen und praktischen Vorschläge wohl angemessen. In Kassel war von alledem nichts vorhanden. Man erörterte und begutachtete die Differenzgeschäfte der Börsen, ohne sich über das soziale Wesen dieser Geschäfte klar zu werden. Diese gelehrte Versammlung erinnerte wieder einmal so recht an die

bekannte akademische Preisfrage: Wie es komme, daß ein Gefäß mit Wasser, in dem ein Fisch schwimmt, nicht schwerer wiege als eines ohne Fisch, über der sich Duzende den Kopf zerbrachen, ohne daß es einem einzigen einfiel, durch die Wage erst eine Probe auf die Thatsache zu machen.

Auf der Kasseler Versammlung wurde ohne weiteres behauptet, das Differenzspiel an der Börse sei, wie jede spekulative Unternehmung, im Handelsleben notwendig, es sei mit dem Unternehmungsgeiste verknüpft und fördere die Wirtschaftlichkeit. Man nahm also einfach an, das Differenzspiel sei dasselbe wie Spekulation.

Abgesehen nun davon, daß man über den wirtschaftlichen Wert der Spekulation, wenigstens der übertriebenen Spekulation, sehr streiten kann, so haben eben damit die Herren Juristen in Kassel einfach den Fisch „Differenzgeschäft“ in das Wassergefäß „Spekulation“ gesetzt und behaupten nun, es sei kein Unterschied in Volumen und Gewicht. Thatsächlich aber haben Handelspekulation und Differenzspiel begrifflich mit einander gar nichts zu thun. Das Differenzgeschäft ist gar nicht spekulativen Charakters; es ist lediglich ein Spiel „mit Betrug.“

Wenn man sich den Charakter der Handels- und selbst nur den der bloßen Finanzpekulation vergegenwärtigt, zeigt sich sofort, daß die Spekulation zwar ungewisse, aber doch Ziele von einiger Wahrscheinlichkeit vor Augen hat. Setzen wir den Fall, es befrachte ein Kaufmann ein Schiff auf Spekulation, so sendet er dasselbe doch nicht ins blaue hinaus, sondern dahin, wo er weiß, daß die verladenen Waaren verkäuflich sind, und zwar genügend teuer verkäuflich, um einen Gewinn erwarten zu lassen. Er „spekulirt“ also auf gewisse Voraussetzungen wahrscheinlicher Art, und aus dem thatsächlichen Zusammentreffen dieser Voraussetzungen ergibt sich dann der Spekulationsgewinn, aus dem Nichtzutreffen der Verlust. Ebenso ist es bei der reinen Finanzpekulation. Der Spekulant kauft hier ein Effekt, von dem die Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, daß es im Werte steigt oder hohe Zinsen abwirft. Es ist hier in der That vollkommen gleichgiltig, ob er es kauft per comptant oder „auf Zeit.“ Dies ist in reinen Spekulationsgeschäften lediglich eine Kreditfrage.\*)

Man hat z. B. vor der Eröffnung der Gotthardbahn eine gute Meinung von der Prosperität derselben gewonnen. An sich ist dies ja Erfahrungssache; aber die Wahrscheinlichkeit, daß diese Prosperität eintreten würde, war wohl vorhanden. Man kauft also Aktien des Unternehmens. Dies ist sicher ein spekulativer Kauf, den ebensowohl wie sich genügende Prosperität und Dividende ergeben können, ebenso kann sich jene ungenügend erweisen, die Dividende kann

\*) Wenn dagegen der Kaufmann ein wertloses Schiff mit wertlosen Dingen befrachtet und sie hinauschieft in See, nachdem er hoch versichert hat, so ist dies keine Spekulation, sondern es ist Spiel um die Differenz zwischen dem Unwert der Sendung und den Chancen des Unterganges und dem effektiven Betrag der Versicherungssumme.

ausbleiben und Verlust an Zins und Kapital eintreten. Das ist sicher ein spekulatives Finanzgeschäft, aber ein Differenzgeschäft ist es nicht im mindesten. Denn es hat vor allen Dingen eine sachliche Basis; die Wahrscheinlichkeit eines spekulativen Vorteiles ist vorhanden, wenn auch die Gewißheit fehlt und Selbsttäuschung ebenso wie mannichfache Zwischenfälle den erwarteten Vorteil in Verlust umsetzen können.

Das Differenzgeschäft hat diese Wahrscheinlichkeitsunterlagen nicht und bedarf ihrer nicht. Beim Differenzgeschäft sind die verschiedenen Effekten, die der Franzose sehr treffend titres (bloße „Titel,“ Namen, Bezeichnungen) nennt, oder, wo das Differenzgeschäft sich des Produktenhandels bedient, die Produkte bloße Karten, wie im Kartenspiel, worauf der Spieler „setzt,“ und wobei er nebenbei noch die Absicht hegt, durch einen etwaigen kühnen Griff, der sich machen lassen mag, einen Extragewinn herauszuschlagen. Im Differenzgeschäft ist es völlig gleichgiltig, welchen Kapital- oder Rentenwert ein Titel hat — wie z. B. Lombarden auf dem Kurszettel immer noch in erster Reihe stehen, obgleich sie seit Jahren schon keine Rente mehr abwerfen; es kommt lediglich darauf an, ob viele oder wenige Engagements in irgend einer Position bestehen. Die Wahrscheinlichkeit des Gewinnes ist also eine rein spielerische; da es beim Spiel ja auch darauf ankommt, wo und wie sich die Karten zusammenfinden, oder ob man mehr oder weniger glücklich ist im „Ausspiel“ oder im „Pointiren.“

Das wesentliche im „Differenzgeschäft“ beruht nicht darin, wie die Juristen in Kassel meinten, daß man in spekulativer Weise Effekten oder Produkte zu gewissem Preise und auf einen gewissen Termin kauft, und dann am Verfalltage anstatt der effektiven Lieferung die Differenz zwischen dem stipulirten und dem Marktpreise baar zahlt. Durch solche Voraussetzung wird nicht einmal die Form des Differenzgeschäfts erschöpft, geschweige denn daß das Wesen desselben gestreift würde. Das Differenzgeschäft besteht vielmehr darin, vermöge der Hilfsmittel, die an der Börse gegeben sind und zu deren erfolgreicher Benützung allerdings Geld und Kredit gehört, die Kurse so zu leiten, daß am Liquidationstage sich ein Gewinn für die Faiseurs ergeben muß. Dies geschieht z. B. durch systematischen Ankauf von Börsenwerten zu einem Termin, dergestalt, daß Stückemangel entsteht und die Verkäufer nicht liefern können, was selbstverständlich sofort zu einer ungeheuern „Differenz“ der Kurse führen muß. Der Käufer diktiert dann die Kurse, bez. die Differenzen. Oder es geschieht dasselbe, aber nicht indem man auf Lieferung, sondern per comptant kauft, dagegen aber zu den maßlos steigenden Kursen auf spätere Lieferung verkauft, dann plötzlich das Material massenhaft auf den Markt wirft, worauf alle, welche zu den hohen Kursen gekauft haben, auf den Sand geworfen sind, während der Faiseur seine teuer verkauften Titel wieder billiger zurückerhält u. So ungefähr war der Gang z. B. bei der Bontaux-Affäre, die bekanntlich in zwei große Abschnitte zerfiel. Zur Herbeiführung derartiger Differenzen bilden sich an der Börse

„Syndikate“ und „Konsortien,“ nicht als ob es nicht Finanzhäuser gäbe, welche auf eigne Faust ein solches Unternehmen durchführen könnten, sondern weil dazu ein gewisses mehrseitiges Zusammenwirken gehört. Denn selbstverständlich braucht man, um einen großen Fischfang zu machen, an der Börse auch Fische; und um diese heranzulocken, dazu gehört das ganze — an sich unwesentliche und für das Differenzspiel unnötige — Brimborium, durch welches das Publikum hauptsächlich vermittlels der Presse geblendet wird. Alle die tiefsinnigen Erörterungen über Diskonto, Dividendenschätzungen, Semestralbilanzen, Jahresbilanzen, Wochen- und Monatsausweise — alles hat nur den Zweck, das Publikum dumm zu machen, „als ging ihm ein Mühlrad im Kopf herum.“ Dieses „dumme“ Publikum „spekulirt“ dann allerdings, wie der Referent des deutschen Juristentages meint. Es kauft per comptant oder auf Zeit in der Wahrscheinlichkeitsvoraussetzung, daß zu einem gewissen Zeitpunkte die Kurse höher sein werden, und daß man dann die betreffenden Papiere wieder teurer, als man sie eingekauft, verkaufen könne. Und das zeitweise kontinuierliche Steigen der Kurse ist dabei allzu verlockend; man denkt nicht an den Fall, man denkt nur an das Steigen, und da der Mäkler oder Kommissionär, „der doch die Sache verstehen muß,“ in solchen Perioden nie zum Verkauf, sondern eher noch zum Ankauf rät, so sieht das Publikum seinen Reichtum thurmhoch wachsen — bis plötzlich die eigentlichen Spieler, oder richtiger die „Croupiers“ der Börse, die Karten auf den Tisch werfen. Dann wird „realisirt,“ d. h. die Schafe werden geschoren.

Die Finanzgeschichte ist reich an solchen Vorgängen. Die sogenannten „Corners“ an den amerikanischen Börsen, welche mit aller Offenheit in der bezeichneten Art verfahren, indem sie nämlich mit der einen Hand kaufen und mit der andern verkaufen, oder umgekehrt, sind in Europa ebenfalls nichts außerordentliches. Rothschilds Vermögen ist hauptsächlich ein Produkt solcher Verbindungen zur Herbeiführung einer großen Differenz. Ein derartiges Konsortium bestand z. B. in Wien zu Anfang dieses Jahrhunderts mehrere Jahre aus den Firmen Arnstein u. Eskeles, Geymüller u. Co., Fries u. Co., Steiner u. Co.; an des letztern Stelle trat später Rothschild. Rothschild brachte an der Wiener Börse das System der Scheinkäufe und -Verkäufe auf. Dasselbe spielt insbesondere dann, wenn man die Hitze des Spieles steigern will, eine große Rolle; neuerdings allerdings vielleicht nicht mehr in demselben Maße wie ehemals. Man greift aber auch zu andern Praktiken, um die Kurse zu heben oder zu drücken; man verbreitet z. B. Depeschen mit falschen Nachrichten — wie z. B. von der „Frankfurter Zeitung“ im Juni dieses Jahres an der Frankfurter Börse die falsche Nachricht von der Wönchwerdung Arabi Paschas angeschlagen wurde, was sofort eine Steigerung des Kurses der Ägypter zur Folge hatte. Dies streift schon an den baren Betrug. Aber auch dieser selbst bleibt nicht aus. Man verbreitet z. B. höchst günstige Nachrichten über bankerotte Aktienunter-

nehmen, oder man bringt Nachrichten über günstige Abmachungen in Umlauf, die den Wert gewisser Papiere bedeutend steigern müssen, wenn sie wahr sind. Unter dem Eindruck dieser Nachrichten verkauft man teuer, während thatsächlich das Gegenteil richtig ist. Selbstverständlich sinken sofort, wenn die wahre Nachricht eintrifft, die betreffenden Papiere, aber die Faiseurs haben ihr Geschäft gemacht.

Man sieht also, daß der Fische doch das Gefäß schwerer macht; man muß es nur wiegen. Das Sozialgefährliche des „Differenzgeschäftes“ liegt darin, daß vermöge desselben Objekte fremden Besitzes in ein willkürliches Spiel gezogen werden, derart, daß gerade das, was die allenfalls legitime Spekulation zur Entwicklung und wirtschaftlichen Nutzbarmachung bedarf, die sachliche Wahrscheinlichkeitsberechnung, völlig vernichtet wird. Es tritt an deren Stelle eine absolute Willkür, welche lediglich auf die Ausbeutung fremden Besitzes hinausläuft. Das Differenzgeschäft ist also nicht, wie die gelehrten Kasseler Juristen behaupteten, als „Spekulation“ zu betrachten; es unterscheidet sich sehr wesentlich von der Spekulation; es ist vielmehr einfach Spiel, das sich sogar keineswegs der Formen des Zeitgeschäftes zu bedienen braucht und das oft genug auch als Comptantgeschäft auftritt. Allerdings zieht dieses Spiel aus dem spekulativen Zeitgeschäft seinen Hauptnutzen und ist wirksam auch auf dem Boden des letztern zu bekämpfen.

Indem der deutsche Juristentag in Kassel das Differenzgeschäft mit der reinen Spekulation zusammenwarf, that er allerdings zunächst nur, was allgemein geschieht. Wenn dies also auch verzeihlich ist, so ist es doch entschieden nicht die ohne weiteres gezogene Schlußfolgerung, daß trotz seiner Schädlichkeit das Differenzgeschäft nützlich sei.

Man muß gestehen, daß ein größerer Gegensatz der Behandlung wichtigster Fragen der sozialen Bewegung nicht denkbar ist, als er stattfand dort in der katholischen Versammlung von Fachmännern und Laien, hier in einer Versammlung von Gelehrten. Der Spott, den dort Windthorst über die Gelehrten der Universitäten ausgoß — sie seien garnicht so gelehrt als sie thäten, sagte er nämlich —, hat hier eine merkwürdige Illustration empfangen.

Leider ist die Frage nicht zum Spott; sie hat einen tiefen Ernst, der durch die Thatfachen seinen schwersten Hintergrund erhält. Das Differenzgeschäft ist unbedingt der potenzierte und zugleich privilegierte Wucher. In Mannheim ist gelegentlich eines sehr bekannt gewordenen Wucherprozesses vom dortigen Staatsanwalt über das Verhalten der Anwälte, welche dem angeklagten Wucherer in mehr als hundert graufigen Wucherfällen gedient hatten, ein strenges Urtheil ausgesprochen worden, und mit Recht. Hätte aber dies Urtheil nicht ebenso auf die Richter, welche in diesen Prozessen verfahren, ausgedehnt werden müssen, da doch auch sie bald genug Einblick gewinnen mußten in den Charakter der Geschäfte jener Person? Thatsächlich treiben sich an vielen Gerichten unaus-

gesetzt Personen umher, welche die wucherische Ausbeutung zum Geschäft machen; sie sind gerichtsbekannt, aber ihre Geschäfte scheinen hie und da mit ganz besonderm Eifer betrieben zu werden, obwohl man diesen Geschäften den Wucher sofort ansieht. Und doch könnte richterlicherseits zur Milderung der sozialen Notlage sehr viel gethan werden, lediglich durch das Mäßigen der wucherischen Tempi. Denn nicht selten genügt eine kurze Frist für den Bedrängten, sich des wucherischen Angriffes zu erwehren, während er in unheilvolle Bedrängnis stürzen muß, wenn ihn die Schläge allzu rasch und häufig treffen. Gegenwärtig, wo trotz Wuchergesetz über die Hälfte der Welt die Klauen des Wuchers schwer auf sich liegen hat, ist dies von höchster Wichtigkeit.

Hier müßte das in der katholischen Versammlung so oft hervorgehobene Erziehungsprinzip von ganz besondrer Wirkung sein. Aber das „zu spät,“ das wir dort so oft aussprechen mußten, dürfte hier mit doppeltem Gewicht sich geltend machen. Die Juristen haben zudem ihr Hauptwerk, die neuen Justizgesetze, hinter sich. Die tiefe Unzufriedenheit mit denselben, die im Volke herrscht und die sich bei längerer Kenntniss nicht mindert, sondern verschärft, ist die schlagende Kritik dieser Gesetze. Hierzu tritt die Höhe der Gerichtskosten, die nicht selten noch vernichtet, was beim Verfahren noch nicht zu Grunde gerichtet worden ist. Jedenfalls erweist sich an den auf diesem Punkte hervortretenden Erscheinungen, wie gerechtfertigt unsre Besorgnis vor dem Zerriebenwerden ist. Gerade die von den katholischen Sozialpolitikern hervorgehobene und immer furchtbarer um sich greifende Expropriation des kleinern Besitzes, bei der sich Differenzgeschäft und Wucher die Hand reichen, sollte in den Rechtsinstitutionen und in der Rechtspflege einen starken Damm erhalten. Indes dieser mangelt gänzlich; die Konstitutionen gewähren ihn nicht, und die Personen begreifen ihn nicht.

Und doch empfindet man den Gang der sozialen Bewegung, die immer mehr anschwillt, weithin. Auch der diesmal in Mannheim versammelte volkswirtschaftliche Kongreß bewies dies, freilich nur im negativen Sinne. Aber dies ist hier genügend, um die Lage zu kennzeichnen. Denn der volkswirtschaftliche Kongreß ist, wie man weiß, in Deutschland der Brennpunkt des Manchester-tums. Dieser Kongreß erwärmte sich zunächst insbesondere für den Hausirhandel, dessen Schädlichkeit wohl, soweit er den Handel mit Industrieerzeugnissen u. s. w. betrifft, von anderer Seite etwas übertrieben werden mag, der aber in manchen seiner Verzweigungen (z. B. hinsichtlich des Handels mit „Wertpapieren“) unbedingt verboten werden sollte. Ebenso äußerte sich der Kongreß über die Steuerfrage in der gewohnten „prinzipiellen,“ aber wenig praktischen Weise. Das aber, was der Referent über Arbeiterversicherung (wie wir schon oben betont, eine der wichtigsten sozialen Angelegenheiten) äußerte, klang merkwürdig an an die über das Unterstützungswesen in der katholischen Versammlung gehörten Äußerungen. Auch hier wollte man nichts von staatlichen, bez. Distriktskassen

wissen, sondern der einzelne Arbeitgeber selbst sollte organisierend auftreten und wirksam sein.

Was hinsichtlich der Mängel dieser Anschauung schon oben gesagt ist, findet hier noch mehr Anwendung. Die Elemente, welche sich im volkswirtschaftlichen Kongreß vereinigen, haben zwanzig Jahre Zeit gehabt, wenigstens eine praktische Wirksamkeit zu beginnen; bis jetzt aber haben sie dieselbe ungenutzt verstreichen lassen. Vereinzelte Anfänge, verbessernd auf die soziale Lage der Arbeiter einzuwirken, sind einfach mißglückt — wie z. B. der vom Geheimrat Engel selbst ausgegangene, den der Fabrikbesitzer Borchers in Berlin gemacht hatte —; es erweist sich also die private Thätigkeit, besonders wenn sie unorganisiert ist wie in manchesterlichen Kreisen, durchaus als unzureichend. Zudem will dieser Kongreß eine „Verquickung“ des Unterstützungssystems vermeiden.

Hier ist also zwar ein Einfluß der sozialen Bewegung bemerklich insofern, als man sich wenigstens veranlaßt sieht, einige bedeutungsvolle Fragen, die dabei auftreten, zu diskutieren, aber ein Fortschritt in der Erkenntnis innerhalb des Kreises des volkswirtschaftlichen Kongresses ist nicht zu sehen. Die Herren reiten immer noch auf ihren alten Paradedepferden, ohne zu bemerken, daß dieselben längst steif geworden sind. Übrigens ist der Abfall auf dieser Seite auch so stark gewesen, daß der volkswirtschaftliche Kongreß eigentlich nur noch eine antiquarische Bedeutung hat. Dies tritt recht drastisch hervor, wenn man sieht, daß eine Delegirtenversammlung des Verbandes deutscher Industriellen, die in Nürnberg tagte, sich auf den Standpunkt der kaiserlichen Botschaft vom 17. November 1881 stellte, obgleich ihre Elemente wesentlich den Kreisen angehören, aus denen der volkswirtschaftliche Kongreß herausgewachsen ist. In ihren speziellen Vorschlägen aber verlangen diese Delegirten im strikten Gegensatz zu dem volkswirtschaftlichen Kongreß gerade, daß Unfallversicherung und Hilfskassenwesen in Verbindung organisiert werden soll, und im Verfolg dieses Gegensatzes fordern diese Delegirten auch den staatlichen Versicherungszwang; sie erachten es auch für das beste, wenn durch eine Reichsanstalt das Unfallversicherungswesen in die Hand genommen würde; sie wollen aber auch die Arbeiter zur Beitragsleistung herangezogen wissen.

Durch solche Verhandlungen wird, wie man sofort einsieht, die Klarheit nicht gefördert; es kommen nur Gegensätze zum Vorschein. Diese Gegensätze werden aber keineswegs gemindert durch die Verhandlungen, welche schließlich der Verein für Sozialpolitik, der wie die katholische Versammlung ebenfalls in Frankfurt tagte, zum Ausdruck brachte.

Diese Versammlung beschäftigte sich mit dem Verhältnis der großen und kleinen Versicherungsverbände und mit dem Versicherungszwang. In dieser, wie wir mehrfach betont haben, so überaus wichtigen Frage, die den von uns schon berührten wundensten Punkt unserer sozialen Verhältnisse wenigstens streift, steht dieser Verein ungefähr in der Mitte der Debatte, wodurch also wieder

eine neue repräsentativ vertretende Anschauung entsteht und der Weg zur eigentlichen Thätigkeit, auf die alles ankommt, eher noch mehr verlegt als geebnet wird. Der Verein verwirft die Privatversicherung, er verlangt Eingreifen des Staats und will Verbände. Das sind alles Postulate, mit denen er das einemal mit den Vorschlägen anderer Vereine zusammentrifft, das andremal ihnen widerspricht. Zudem denkt er sich die Aufgabe, die hier vorliegt, zu leicht. Wenn behauptet wird, der Krankenkassenzwang sei eins der wesentlichsten Mittel zur Beseitigung der Vagabondage, so ist dies ein Optimismus, den wir nicht begreifen. Durch den Krankenkassenzwang berührt man die Urquelle der Vagabondage noch lange nicht. Diese Urquelle ist aber jedenfalls der Punkt, wo die meiste Gefahr droht. Indes ist ihr nirgends näher getreten; höchstens in der katholischen Versammlung durch die Berührung des Normalarbeitstages, dessen Durchführung aber den stärksten Widerstand von seiten der Fabrikanten finden dürfte, wenigstens wenn derselbe wirklich zu jener schneidigen Maßregel werden sollte, welche der immerwährenden Gefahr der Überproduktion einen Damm zieht.

Es ist nicht zu verwundern, wenn bei solcher Verworrenheit in der Debatte über die soziale Frage die Praxis vollends rat- und hilflos wird. Der Armenverein derselben Stadt, wo die erst- und letztberührten Versammlungen stattfanden, erließ kürzlich einen Notschrei an die Bevölkerung, worin angegeben war, daß in den ersten zehn Monaten des Jahres 1882 nicht weniger als 11769 durchpassirende Personen bei ihr um Unterstützung nachgesucht haben. Und welche Ursache giebt der Armenverein dafür an? Die, daß in Frankfurt das Fechten so einträglich sei! Vor solcher Naivetät steht man staunend. Auf dem Lande und in den kleinen Städten ist die Belästigung der einzelnen durch Bettler thatächlich verhältnismäßig stärker als in großen Plätzen wie Frankfurt. Andererseits hatte vor einiger Zeit ein württembergischer Armenverband die wesentliche Abnahme der Unterstützungsuchenden im Jahre 1881 auf seine eigne Wirksamkeit zurückgeführt. Man wird zugeben, daß derartige Äußerungen aufs traurigste berühren müssen; denn sie zeigen, wie sehr man allenthalben in der Debatte und Praxis auf der Oberfläche herumtastet, anstatt in die Tiefe einzudringen.

Dies vorzuführen war die Absicht dieser Erörterung, bei der wir ausgegangen sind von dem thatächlich bedeutendsten, was sich auf dem Gebiet der sozialen Debatte und Praxis unserer Anschauung zunächst aufdrängte. Es konnte nicht daran zu denken sein, die Sache irgendwie erschöpfen zu wollen. Aber wir wollten durch unsere Darstellung durchleuchten lassen, wie hoch bereits die soziale Gefahr gestiegen erscheint schon durch die Unzulänglichkeit der ihr gegenüber tretenden Praxis und durch die Unsicherheit und Unklarheit der sich mit ihr befassenden Debatte. Insbesondere wollten wir andeuten, wie gerade der Umstand, daß einerseits die katholische Versammlung in Praxis und

Debatte hinsichtlich der sozialen Angelegenheiten das beste vorführte, und daß andererseits den praktischen Juristen die soziale Bewegung nach allen Seiten hin eine völlig dunkle blieb, jene Gefahr verschärfe und den Staatsgewalten den Weg, der hier ungesäumt einzuschlagen ist, bezeichnen müsse.



## Die Fremdwörterseuche.

Von Herman Riegel.

(Fortsetzung.)

### 2. Der Kampf gegen das Übel.



an kann sich nicht wundern, daß die deutsche Sprache im vorigen Jahrhundert tief herabgekommen war. Unser großes nationales Unglück im siebzehnten Jahrhundert, das mächtige Emporblühen Frankreichs, die stets sich wiederholende Überschwemmung Deutschlands mit fremdem Kriegsvolk und einige andre Umstände erklären dies vollkommen. Auch darüber kann man sich nicht wundern, daß in den Werken unsrer Klassiker seit Klopstock und Lessing noch hier und da ein Ueberbleibsel dieser sprachlichen Entartung sich geltend macht; auch dies erklärt sich natürlich und von selbst. Aber darüber kann man sich billigerweise höchlichst wundern, daß wir heute, trotz des Vorgangs unsrer großen Dichter, trotz unsers nationalen Aufschwungs, trotz des neuen deutschen Reiches wieder bei der sprachlichen Entartung der Barockzeit angelangt sind und sie selbst noch übertreffen. Und während damals die erwachende Nation in ihren bessern Teilen diese Entartung von sich stieß, sehen wir heute weit und breit die fremden Schmarotzer mit einer Vorliebe gesucht und gepflegt, die den Vaterlandsfreund mit Unwillen, Kummer und Beschämung erfüllen muß. Man fragt sich: wie ist das möglich? Man fragt sich nach den Gründen der Erscheinung, den äußern und den innern. Ja, wie wir geschichtlich zu dem Unheil gekommen sind, läßt sich begreifen, aber wie dasselbe heute, statt geringer zu werden, immer größer wird, das ist kaum zu fassen. Was ich davon habe beobachten und einsehen können, will ich versuchen kurz anzudeuten.

Der eigentliche Grund oder Hauptgrund, von dem ich auch schon oben gesprochen habe, scheint mir die Gewohnheit zu sein. Wir haben das Übel von unsern Vorfahren überkommen, und es ist auf uns übergegangen, ohne daß wir es gemerkt haben. Die Gewohnheit hat auch hier Ammendienste versehen, und so ist in unser Blut übergegangen, was doch Gift ist. Nur wer es als solches